

Seine Konkurrentin.

Roman von
Rieth Ganger.

(27. Fortsetzung.)

Nachdruck verboten

Sie hob den letzten Bissen des appetitlichen Lauchbratens in den Mund und warf eine ihr ganzes Aeußeres kontrollierende Generalblicke in den von Birnenhoch gerahmten Anlebenspiegel des seligen Ferdinand Brinlmeier. „So, mein Herr, nun kann's du kommen.“

„Zatobus erlächte mit dem Glodenlichte. Mit stark zum Ausdruck gebrachter Feierlichkeit in Haltung und Kleidung. Die Bügelkante im Beinkleid präbte in Frische und Geradsinn. Und der Deckel des Nappputzes glänzte, daß man sich darin spiegeln konnte. Raffiniert fehlte, wie Rätze zu ihrer Befriedigung feststellen konnte. Dafür lösten Jatobus aber einen Beldstanzarten mitebracht zu haben.“

„So, nun rede!“ dachte Rätze, als sie nach der Begrüßung ihrem Besucher gegenüber Platz genommen hatte, und fühlte sich als Herrin der Situation.

Daß Jatobus auf gleicher Höhe gewesen wäre, hätte niemand behaupten können. Er schien eine schlechte Nacht gehabt zu haben, hatte die Sade unter den Augen und machte in Gelamtheit den Eindruck, den ein nicht ganz reines Gewissen erzeugt.

Als er zu reden begann, lang seine Stimme beleg. Von nachhaltigem Rümpfen unterbrochen, sagte er, das Mutter des Perfers mit zu reichlichem Interesse betrachtend und seinen Hut nervös zwischen den Händen drehend: „Ich muß Ihnen zunächst für das freundliche Entgegenkommen danken, gnädiges Fräulein, das Sie durch die gütige Erlaubnis, Sie besuchen zu dürfen, bewiesen haben.“ Die Verlegenheitspause, die Jatobus nach diesem Anfang einlegen mußte, benutzte Rätze zu der Entgegnung, daß das gar keine Ursache vorhanden sei. Und in Gedanken fügte sie hinzu: „Zur Sache, mein Herr! Keine langen Redensarten. Mir beginnt Furchtliches zu schwanen.“

Jatobus gab den Perfer mit seinen Händen frei und trumpte die Finger wie Schraubstifte um den Rand seines Hut. Seine Augen glitten vom Teppich langsam an der Gestalt Rätzes hinauf, bis sie ihr Gesicht fanden. „Es ist im Grunde so einfach: das zu sagen, was ich Ihnen sagen möchte, ist die Ursache einer Selbstverständlichkeit, die in Ihrer werthen Person begründet liegt, und doch...“ Jatobus stotterte und verflüchtete sich seines mit einer blauen Kante geschmückten Schweißtüches, um es tupfend über die Stirn und den letzten Zell seines Schädels zu führen.

„Und doch wird es Ihnen so schwer, Herr Bürgermeister?“ sprang Rätze fragend ein, lächelte und lehnte sich mit einer Art wohligen Behagens in den Sessel zurück, den Beränglichten mit ihrem stillen blühenden Augen scharf aufs Aorn nehmend.

Jatobus war zumute wie dem Opfer einer Schlangengabe, das von dem starren Bild seiner Peiniger hypnotisiert, im Gefühl einer Unmacht regungslos verarrt und das Bor-schmeln zum tödlichen Bisse erwartet. Er belag in diesem Augenblick nicht einmal die Fähigkeit, ein kurzes Ja über seine Lippen zu bringen, konnte nur zukimmend nicken und mußte abermals das Schweißtüchlein in Benutzung nehmen.

In Rätzes Augen zuckte ein spöttischer Blick auf, den ihr Bewerber trotz des kurzen Aufleuchtens beobachtet und der ihm zur Haltung verhalf.

Das Tuch verschwand. Die Linke fuhr mit einem Rud hemmend in die Seite. Ein entklopfener Zug grub sich um Augen und Mund. Wollte er, der Bürgermeister Jatobus Langenheims, sich unerbittlich blamieren, die lornische Figur für ein Zufallsobjekt abgeben? Davor mochte ihn der Himmel bewahren und sein guter Geist!

Und Jatobus Langenheim sagte: „Es wird mir in gewissem Sinne beschließ schwer, Ihnen den Zweck meines Kommens zu enthüllen, weil von der Art Ihrer Entscheidung das Bild meiner Zukunft abhängig ist und weil ich noch nicht davon überzeugt bin darf, ob die von mir erhoffte Entscheidung auch die Ihre sein wird. Denn einmal, sehr verehrtes Fräulein Venarius, ist die Dauer unserer Bekanntschaft so kurz wie nur denkbar. Ich spreche heute zum zweiten Male mit Ihnen. Und da ist es natürlich schwer, ich möchte lieber sagen, in gewissem Sinne peinlich, das zu sagen, was ich zu sagen beabsichtige. Zum anderen spielt ein gewisser Unterschied mit. Ich meine den Unterschied im Lebensalter. Ich habe zwar nicht nötig, mich schon einen alten Mann zu nennen, aber ich darf doch wohl auch nicht sagen, daß ich noch der Jugend angehöre. Immerhin: ich nehme es mit jedem Jungen an, ich habe Heren wie Telegraphendrähte und erfahre mich eines gefunden Schlafes und eines geeigneten Appetits. Ich weiß nicht, was Stranzheit ist, und aber die Schwelle meiner Wohnung kommt kein Art. Verzeihen Sie, aber es ist so. Zudem befinde ich mich in einer geschätzten und ausnehmenden Lebensstellung. Ich besitze einen Garten, der sich sehen lassen kann, und verkaufe aus ihm in jedem Jahre mindestens 25 Zentner beher Tafeläpfel.“

Als Jatobus bis zu den 25 Zentner beher Tafeläpfel gekommen war, welche Mitteilung er in seiner wohlüberreiteten Rede als einen Haupttreffer vorgehen und darum auch an das Ende gestellt hielt, hielt er, sich verknäufelnd, einen Augenblick inne, um einen eiligen Rückblick, ob alles Wichtigste gesagt ist, und beobachtete, welche Wirkung sein langer Erzeug auf seine Zuhörerin ausgeübt haben möchte.

Rätze Venarius sah wie träumend im Sessel zurückgelehnt und starre, ein leises Lächeln auf dem Gesicht tragend, durch das Fenster. Träume sie von seiner vielgerühmten Jugend oder erredete sie die Einnahme aus dem Verkauf 25 Zentner beher Tafeläpfel?

Zebenfalls glaube Jatobus, mit dem Erfolg seiner aus-schließlichen Mitteilung zufrieden sein zu dürfen. Und nach einem tiefen Atemzuge, der ihm Mut und Kraft in die Seele pumpten sollte, schloß er: „Ich bin überzeugt, liebes Fräulein Venarius, daß Sie nunmehr wissen, aus welchem Grunde ich zu Ihnen gekommen bin.“

In Rätzes Augen leuchtete der Schall. Ein ganz lofer, durchtriebener. „Ganz sicher weiß ich das, Herr Bürgermeister. Aber es tut mir leid, Ihnen abzulehnen zu müssen; denn Aufstel esse ich nicht gern. Eine schöne saftige Birne ist meine Leidenschaft. Ja, wenn Sie Birnen hätten, dann würde ich mit tausend Freuden ja laagen.“

Jatobus erkannte die ihm gestellte Falle nicht. Er war von dem bebingten Ja Rätzes in ein Meer von Vergnügung ge-schleubert und versank in den Wohlgeruch der ihr. Er geriet in eine Art Ekstase und sprudelte heraus: „Aber natürlich habe ich auch Birnen, liebes Fräulein Rätze. Delikate Sorten von Schmiedelndem Fleisch und wenig-süßigen Säfte. Klapps Liebling und Pastorenbirne, Röhliche von Charnen, Gellerts Butterbirne, Herzogin von Angouleme und...“

Rätze hob beiderseits beide Hände. „Hören Sie auf, lieber Herr Bürgermeister, ich bin beruhigt von Ihrem Sortiment. Und die Herzogin von Angouleme ist meine Leidenschaft.“

Jatobus Langenheims Brust hob und senkte sich unter einem tiefen, wohligen Seufzer glückseligsten Jurriedeneins. Er stand so lächerlich auf, als sei ihm das Glüd in die Beine gefahren, und tat einen wartenden, fast taumelnden Schritt zu Rätze hin. „So habe ich Ihr Sortiment“, lachte er, als sei auch die Zunge von seinem Glüd gelähmt, „und besitze die Gewissheit, daß Sie mein geliebtes Weib werden wollen.“ Rätze sprang in lornisch gelipptem Entsetzen auf und ließ einen leisen Schrei aus. „Aber nee, Herr Bürgermeister, das ist ja eine ganz unerwartete Wendung! Ich glaube, Sie wollten mir Ihre Äpfel und nun zuletzt Ihre Birnen zum Kauf anbieten und muß nun erfahren, in einem entsetzlichen Irrtum befangen gewesen zu sein.“

In Jatobus Langenheims Gesicht sprang eine hohe Röte. So leuchtend, wie sie farbenprächtigere seine rotbackigen Äpfel-sorten nicht hatten, um dann einer wähernden Bläse Platz zu machen. „Entsetzlicher Irrtum“, stotterte er. „Jawohl, gnädigstes Fräulein... ein Irrtum, wie er furchtlicher nicht denkbar ist. Ein Irrtum, der mich vernichtet, alle meine Hoffnungen in einen grundlosen, düsteren Wagnis führt.“

Seine Stimme zitterte, lösten einem Weinen gleich zu sein. Vor seinen Augen flimmerte es, und seine Stirn beugte sich von einem perfekten Ebenbilde umspannt. So schmerzte sie. Und tat nicht aus in seinem Innern etwas weh, dort, wo das Herz schlägt?

Er machte mit seinem ganzen Aussehen, mit seiner ganzen Haltung eine so behaunermerten Eindruck, daß es Rätze leid tat. Sie schalt sich, nichts weniger als feipol gewesen zu sein, und suchte nach einigen abschwächenden, beruhigenden Redensarten. „Es tut mir aufrichtig weh, Herr Bürgermeister, daß ein so behaunermertes Mißverständnis...“

Die Gartenmauer.

Von
Egid Riet.

(Nachdruck verboten.)

Sind es nicht die kleinen, unheimbaren Dinge des Alltags, die das Menschenleben bestimmen?

Von einer Gartenmauer will ich erzählen, von einer ganz unbedeutenden, schänden und postillosen Gartenmauer, die einmal dem Lebensweg zweier Menschen die Richtung gegeben hat. Der eine dieser Menschen war der Werkführer Paul Hüllriegel, der mit seiner Mutter irgendwo am Rande der Großstadt wohnte, wo Feindhaftigkeit liegt zwischen Stadt und Land, wie zwischen Geist und Herz in der Menschenseele; die Großstadt griff mit gierigen Zagen nach den letzten Bauplänen und verlor sich in einen, häufigen Säuschen und verwilderten Gärten, die einen nach dem andern, um sie in Fabriken und Zinsalernen zu vermandeln, die mehr trugen als die vertraute, grüne Wildnis. Der andere Mensch aber war ein liebes junges Weib, das Maria hieß und seine liebste fünfzig Jahre leucht und frischlich durchs Leben trug. Sie wohnten einander gegenüber, zwischen ihnen dehnte sich ein weh verbündendes als trennend, ein alter vermauerter Biedermeiergarten, und weil die kleine Maria die Blumen sehr liebte und knallrote Polargonien, weiße Nelken und gelbe Besonjen in buntem Durcheinander an das Fenster ihres Mädchen-zimmers stellte, so kam Paul auf den Gedanken, die Blumen-töpfe seiner Mutter in ähnlicher Weise anzuordnen, und bald hatte sich durch die verchiedenen Kombinationen der farbig leuchtenden Blüten eine reizende Zeidenprade von einem Fenster zum andern entwickelt, die naturgemäß auch zu mündlichen Austausch von Gedanken und Empfindungen führen mußte.

Aber außer seiner Kinderliebe zu der braunen Maria trug Paul noch eine andere, viel tiefere Leidenschaft im Herzen: er wollte Maler werden. Sein Studierzimmer war bis zur Decke mit Skizzen und Aquarellen geschmückt; die besten Anregungen aber verdankte er dem alten Garten mit seinen hohen, moosbewachsenen Bäumen, seiner zerfetzten, grauen Brettermauer, seinen kleinen Pavillons, die traugig ihre Parochienhöfchen hängen ließen und ihre Auppenden Fensterhöfen mit den wehmütig leuchtenden, verrosteten Metallhandläusen dem Binde zum Spiel preisgaben. Wie oft hatte Paul die biden, verwitterten Stämme mit ihrer rangeligen Rinde geschmückt, aus der das Sonnenlicht und der Mondschein unheimliche Gesichter und verzierte Gestalten herausludte, die seine Phantasie unaufhörlich beschäftigten! Und da hieß es nun eines Tages, daß der verwilderte Garten, aber den die Wände der beiden jungen Leute so oft Morgenröth und Abendglanz getaucht hatten, verkauft sei und demnach verbaud werden sollte. Es kamen Leute mit Sägen und Werten, Schiefblaren freilich, das das Beil schlug tief in die herrlichen Stämme, daß sie mit schwarzem Saft ausströmten; dann gruben sie häufig die Wurzel aus und wühlten die Erde auf, denn an der Stelle des alten, beneuften Brettermaueres sollte eine hohe und feste Gartenmauer aus der Erde wachsen.

Es war nur gut, daß alles Schöne und Liebliche, das der alte Garten barg, schon längst in Pausen Stützenbüchern Rand und in Aquarellezeichnungen an den Wänden hing. Und so

hatte Paul eines Morgens den schmerz Gang zum Meiste, angetreten, dem die letzte Frühjahrsausstellung der Akademie die große goldene Medaille gebracht, damit er seine Arbeiten prüfe; und der Alte, der streng und bärbeißig war und alles Dilettantische auf den Tod haßte, hatte befallig gemerkt und ihm einen Empfehlungsbrief für die Malerakademie mitgegeben. Als aber der junge Mann die befalligsten Schritte heimwärts lenkte, um seine liebe Maria das große Glüd zu verkünden, da lag hat der Kleinen auf dem Bänken vor dem Hause das Alltagsleben in Gestalt der Frau Barbara Brunner, der bürgerlichen Buchbinderswitwe, die wintle ihn heran und erludte mit freundlich-ernten Mutterworten, er möge ihr Weib nicht ins Gehebe bringen, man habe das Bärchen vorgefunden zwischen den Federn spazieren gehen sehen, noch dazu bei Mondlicht — sie habe gar nichts gegen eine ehbare Verlobung einzuwenden, aber einwilligen müsse Herr Paul doch seine Studien beenden und sich nach einem soliden Beruf umsehen. Und von der Stunde an war es aus mit den harmlosen Spaziergängen, den Plauerstündchen auf der Bank und den gemeinam gebauten Lustigstößen, denn die Alte demachte das junge Ding, wie der Geizhals seinen Sparstrumpf. Nichts blieb ihnen von ihrem Liebesglüd übrig als das Blumenfenster mit seinen optischen Signalen.

Inzwischen aber wuchs da unten im Garten an der Stelle des verfallenen Brettermaueres die verhängnisvolle Mauer empor, langsam, aber sicher legte sie Ziegel an Ziegel, und die zwei armen Verliebten mußten mit gebundenen Händen aufehen; anfangs konnten sie sich noch artusen und einander zuldien, bald aber mußten sie auf Stühle steigen, zur großen Entbeuerung der gemüthlosen Mauergelesen, die nun recht langsam arbeitete, sie es aus teuflicher Graulamkeit oder aus gewohnter Faulheit; endlich aber half das alles nichts mehr, und alle schließlichswollen Bilde zerfielen an der starren Mauer mit ihren höhnisch grinsenden roten Ziegeln.

In dem großen Schmerz aber ließ sich dem armen Paul ein Trost: seine geliebte Kunst. Er griff zum Malfasten und wanderte hinaus auf die Höhe des Hügels, wo er so oft mit seinem Weibchen gesessen, zur Linke die grünen Flächen und der schimmernden Strom, die Au mit den wehenden Ähren, zur Rechten aber die Stadt, das drohende Unglück, die Röhliche, die sich nach und nach in den Himmel warf und näher und näher an das grüne Land heranrückte; und das alles malte er, getaucht in das schwermütige Licht des finsternen Abends, und sah viele Stunden droben auf dem Berg und gab sein Bestes und Ziefstes.

Und dann zeigte er das Bild dem Meister und freute sich über die Alte befallig und löwenig mit dem grauen Kopf nicht, denn das war sein höchstes Lob.

„Ach, aber die Mauer... die rote, häßliche Gartenmauer!“

Freilich, es würde noch lange dauern, bis er als Maler so viel verdient, um seine Frau zu erhalten! Man mußte Gebuld haben. Und seine Seele wogte sich in seligen Träumen von Ruhm und Reichtum, er dachte daran, wie er einst von der Fahrt ins Leben zurückkehren und sie, die ihm natürlich jahrelang die Treue gehalten, zu seinem lieben Weib machen würde... und inzwischen hieß es fleißig sein und unermüdlich studieren, fremde Länder sehen, mit dem Akademielibendum, das ihm der Meister verprochen hatte, nach Rom fahren, vielleicht auch nach Paris...

Auf seiner Malerpalette der Welt gibt es Farben, so leuchtend wie jene, mit denen man im Alter von neunzehn Jahren seine eigene Zukunft ausmalte.

Wie Jahre sind leibter vergangen. Und alles ist anders gekommen, als sie viel Verliebten geträumt haben.

Die kleine Maria, die ihren Paul immer lieber durfte, fand das Warten langweilig und zog endlich mit ihrer Mutter, aus der Gegend fort; im vorigen Sommer hat sie ihrem Gemahl, einem Handwirt in Wätern, das dritte Kind geschenkt. Paul hat heute einen guten Ruf als Porträtmaler, seine Silber bringen ihm Ansehen und Geld, und wenn ihm sein Weg in jene Gegend führt, wo einst das Säuschen der Witwe Brunner gestanden hat und jetzt die Schläge der elektrischen Straßenbahn dröhnen, da lacht sein scharfer Malerblick bis er die alte rote Gartenmauer findet, und freit nachdenklich die Steine, die einst das Schicksal zwischen seine Liebe und sein Lebenswerk gestellt hat.

Die Truhe.

Von
Gustav Weisner.

(Nachdruck verboten.)

Auf dem Boden eines Bauernhauses meines Heimatsortes steht eine alte Truhe. Die hat einst der Schreiner aus biden, deren Eichenbrettern gefügt, und der Dorfschmied, der damals ein kleiner Rüstler gewesen sein muß, hat sie mit wunderbaren Beschlägen aus Eisenblech geschmückt und um den Knopf aber dem Schloß die Zahl 1752 gefest. Die Truhe ist also schon lange in der Familie. Sie ist ein altes Erbdilid. Ich kenne sie aus meiner Kindheit Tagen. Damals stand sie unten auf dem lauber gedeckerten, hüterlichen Hausflur. Das war ihr Glüd! Denn hätte sie vor einigen Jahren schon auf dem Boden gestanden, wäre sie ein Opfer der Flammen geworden, jener Flammen, die damals das schöne, alte Holz Bauernhaus in Asche legten.

Ich höre heut noch die alte Frau rufen: „Schwam mit doch bloß ist die Truh' rut!... schumt mit doch bloß ist die Truh' rut!...“

Behertz griffen dann auch gleich wie stämmige Bauernsnechte zu, padten die Truhe an den eierten, knurrloft geschmückten Handgriffen und schleppten sie die fünf Stufen hinunter auf die Straße.

Daß der alten Frau soviel an der Rettung der Truhe lag, wird man verstehen, wenn man weiß, daß auf ihr selbstgegründetes Leinen, große, breite Ballen, darin aufbewahrt lagen. Aber es lag noch mehr darin!

Als die alte Frau gestorben war, kam eine junge ins Haus, eine Frau mit modernen Anzügen und „Organisations-talent“. Die schaffte die alte Truhe, die sie dort unten zwischen den neuen feinen Bauerntüchern und Korbstühlen unpassend fand, auf den Boden.

